

Bricht der Frieden aus?

VON JOSEF JOFFE

Überall in der Welt scheint der Frieden auszubrechen. Der Achtjährige Krieg im Golf ist einem Remis gewichen. In Afghanistan ziehen sich die Russen im zehnten Kriegsjahr zurück. In Afrika haben Angolaner, Südafrikaner und Cubaner einen Waffenstillstand verabredet. Vietnam will Kambodscha verlassen, die Chinesen reden mit Moskau und Hanoi über Grenzkonflikte, die sich (wie am Ussuri) seit gut 20 Jahren in Schießereien entladen haben. Hat Janus abgedankt?

Vorweg: Aus seinem klassischen Herrschaftsbereich ist der Gott des Krieges schon seit 1945 vertrieben worden. Europa, Hort des schier ewigen Gemetzels, ist zur Friedensinsel geworden. Die Sowjetunion hat zwar die Gleichschaltung im eigenen Block mit Waffengewalt betrieben, Türken und Griechen sind in Cypern übereinander hergefallen; doch zwischen den Blöcken hat keine Krise je zum Krieg geführt. Der Grund liegt auf der Hand: Im Schatten der Bombe ist kein Gewinn den Einsatz wert, der in Selbstmord enden kann. Der Krieg bleibt kalt, weil ein heißer vielleicht keine Spieler mehr übriggelassen hätte.

Gerade deshalb aber konnte Janus überall in der Dritten Welt seine Triumphe feiern. Wie in einem System kommunizierender Röhren haben sich Gewaltbereitschaft und Aggressionslust in jene Arenen verlagert, wo Krieg nicht mit dem Preis der Selbstausslöschung belegt worden ist. 100 bis 150 Kriege sind (je nach Definitionsart) seit 1945 in Asien und Afrika gezählt worden, und kaum einer, an dem nicht – an der Front oder in der Etappe – die Großmächte beteiligt gewesen wären. Das „Jahrhundert des totalen Krieges“ hat der große französische Soziologe Raymond Aron das unsrige genannt; richtiger ist es, seit 1945 vom „Jahrhundert der Stellvertreterkriege“ zu sprechen. Wo die Mächtigen es unter dem Damoklesschwert der Atombombe nicht mehr wagen, einander direkt an die Gurgel zu fahren, haben sie die Kleinen entweder direkt bekriegt oder munitioniert.

Sollte nun tatsächlich der Frieden ausbrechen, dann gilt es, die Erklärung vorweg in Moskau und dann in Washington zu suchen. Im Rußland des Michail Gorbatschow scheint eine Epoche beendet zu

werden, die für immer mit dem Namen Breschnevs verknüpft sein wird. Dessen Politik kann auf einen simplen Nenner reduziert werden: Großmachtkumpaneie bei der strategischen Abrüstung, Weiterrüstungen in Europa, „internationaler Klassenkampf“ im Rest der Welt. Dieser verlief freilich stets unter peinlicher Beachtung der ungeschriebenen „Verfassung“ des Atomzeitalters, die jegliche direkte Konfrontation mit dem Rivalen verbietet.

Gorbatschow hat nun bloß die Lehre gezogen, die Amerika schon in den 60er Jahren aufs brutalste in Vietnam (und Frankreich in Algerien) erleiden mußte. Der Nationalismus und die Waffen der Kleinen sind mächtiger als die (unbrauchbaren) Atom-Arsenale der Großen. Zumindest sind Kalaschnikows und Stinger-Raketen mächtig genug, um ein uraltes Gesetz der Weltpolitik zu entwerfen: daß die Großen befehlen und die Kleinen sich fügen. Wo Zahnbohrer gefragt sind, nützt kein Preßlufthammer.

Wo es auch bloß ums symbolische Kräftemessen geht, wo also die Sicherheit der Supermächte nicht wirklich tangiert wird, stoßen irgendwann – nach fast zehn Jahren in Afghanistan und Vietnam – die Kosten mit der Botschaft ins Bewußtsein: Es ist die Sache nicht wert. Ähnliches muß auch die Mächtigen-Großen wie Cuba, Südafrika, Iran und Irak zur Raison gerufen haben: Was wiegt der Sieg jenseits der Grenzen, wenn schließlich zu Hause bloß die Totengräber Konjunktur haben? Auch totalitären Regimen wird irgendwann daheim die Rechnung präsentiert.

Gorbatschow hat diese Rechnungen mit schärferem Auge geprüft als seine Vorgänger. Was nützt ihm Cuba, wenn zu Hause der Zucker ausgeht? Er ist offensichtlich entschlossen, die erstklassige Militärmacht (und den wirtschaftlichen Sozialfall) Sowjetunion in eine zumindest zweitklassige Wirtschaftsmacht zu verwandeln, und dazu braucht er Ruhe, im Inneren wie im Äußeren. Dies hilft auch zu erklären, warum selbst ein relativ autonomer Konflikt wie der Golfkrieg plötzlich eingeehgt werden konnte. Lange hatte sich Moskau nicht entscheiden können, ob sein Positionsvorteil im Golf wichtiger sei als das Zusammenspiel mit Washington. Und so ist der Waffenstillstand im Golf auch auf den Sinneswandel im Kreml zurückzuführen.

Wohlgermerkt: Es herrscht allenthalben nicht Frieden, sondern bloß Waffenruhe; nicht Einsicht, sondern Erschöpfung bestimmt die Tagesordnung. Dennoch verheißt die Zukunft zumindest in einer – vielleicht gar entscheidenden – Hinsicht Gutes. Die Großmachtsentspannung der 70er Jahre ist nicht zuletzt wegen der verschärferten Rivalität an der „Peripherie“ – in Angola, Äthiopien und Afghanistan – gescheitert. An der Schwelle zu den 90er Jahren läßt sich indes Tröstlicheres vermelden: Die verschiedenen Entspannungs-bewegungen verlaufen *synchron*. Nicht nur die strategischen Waffen stehen im Abrüstungsdialog zur Disposition, sondern auch die Atom-Arsenale in Europa. Verständigung wird nicht nur zwischen den Großen zelebriert; auch jenseits des befriedeten atlantischen Raums bemühen sich die Supermächte um zumindest die Sterilisierung uralter Infektionsherde. Schließlich: Während der opportunistische Breschnew die Détente suchte, um der inneren Reform auszuweichen, verfolgt Gorbatschow Entspannung, um die Perestrojka langfristig und organisch abzuschern. Ob es ihm gelingt, ist eine andere Frage, denn wir leben noch nicht in einer befriedeten, sondern bloß ermüdeten Welt. Doch die Vorzeichen für Einhegung der Rivalität sind gut – besser jedenfalls als je zuvor seit 1945.